

Brigitte Diez-Völkening

Frauenleben 1878–1953

Selma

Romantrilogie 1

agenda

Brigitte Diez-Völkening

Frauenleben 1878–1953

Selma

Romantrilogie 1

agenda Verlag

Münster

2010



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

© 2010 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610, Fax +49-(0)251-799519
info@agenda.de, www.agenda.de
Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Frank Hättich

Druck und Bindung: SOWA, Warschau/PL

ISBN 978-3-89688-415-2

Dieses Buch ist für meine Enkelin Savina Katharina, die vielleicht einmal nach ihren Vorfahren fragen wird, wenn ich ihr keine Antwort mehr geben kann.

Inhalt

Prolog	9
1. Teil: Kneipendunst 1878–1905	
1. Mein Lebenstraum	11
2. Wirtshaus-Realität	21
3. Drohendes Unheil	28
4. Gretels Besuch	40
5. Begegnung in Kattowitz	48
6. Segen und Fluch	60
2. Teil: Das Geheimnis 1906–1913	
7. Rettung aus der Not	72
8. Die Schwiegereltern	83
9. Zerwürfnisse	94
10. Wieder nur ein Mädchen	106
11. Geburt mit Hindernissen	114
12. Die Rivalin	123
13. Cassandra-Rufe	133
3. Teil: Erster Weltkrieg 1914–1918	
14. Kriegsoffer	139
15. Mein Bruder Robert	150
16. Schlimme Vorahnungen	161
17. Familienzuwachs	171
18. Lichtblicke	182
4. Teil: Nachkriegswirren 1919–1923	
19. Das Chaos beginnt	194

20. Unter Alliiertes Besatzung	205
21. Volksabstimmung mit Folgen	215
22. Verzögerte Abreise	231

5. Teil: Lebens-Abschnitt 1924–1932

23. Zeit des Einlebens	243
24. Das Bergwerksunglück	253
25. Reise nach Polen	272
26. Bei unserem Bruder Paul	289

6. Teil: Die Freitreppe 1933–1939

27. Gesundheitliche Probleme	297
28. Meine Traumwohnung	309
29. Geheime Fluchthilfe	319
30. Ehe-Kandidaten	330
31. Die Sanduhr	342

7. Teil: Zweiter Weltkrieg 1939–1945

32. Sorgen um die Geschwister in Polen	354
33. Werners polnische Freunde	364
34. Hildes Unglück	376
35. Schrecken ohne Ende	386

8. Teil: Entwurzelt 1946–1953

36. Kampf ums Überleben	395
37. Die Vertreibung	406
38. Im Blockhaus bei Werner	417
39. Mein Schwiegersohn Kurt	431
40. Heimkehr	442

Prolog

Völlig von meiner faszinierenden Lektüre gefesselt, hatte ich nicht bemerkt, dass jemand in den Raum getreten war. Plötzlich stand mein Vater vor mir, riss mir den Briefbogen aus der Hand und schlug mir ins Gesicht.

Im Zurücktaumeln warf ich einen Stuhl um und versuchte, die rettende Tür zu erreichen, als mich wieder ein Schlag traf.

„Du nichtsnutzige Kreatur!“, schrie mein Vater wutentbrannt! „Wer hat dir erlaubt, meine Briefe zu lesen? Verschwinde, sonst schlage ich dich tot.“

Benommen eilte ich in die kleine Stube, die ich mit meiner Schwester Gretel teilte. Die heiße, anschwellende Wange an die vereiste Fensterscheibe gepresst, dachte ich über das soeben Gelesene nach.

Wie mit großen Lettern an die Wand geschrieben, stand der letzte Teil des Briefes meiner Großmutter vor mir:

„Ich werde Dir nie verzeihen, dass Du Deine Deutsche Verlobte verlassen hast, um eine Polin zu heiraten – noch dazu die Tochter eines Bergmanns. Gott wird dich dafür strafen! Du wirst lebenslang für diese Sünde büßen müssen.“

Bedeutete die Trunksucht meines Vaters die Verwirklichung dieser Drohung? Hatte Gott ihn gestraft und damit auch uns, seine Familie? Mein Zorn auf Vater verwandelte sich in Bestürzung. Unsere Mutter war also Polin. Hatte sie deshalb neulich ohne Gegenwehr zugelassen, dass sie ein Betrunkener mit ‚Polackin‘ beschimpfte?

Dem Tauschein meiner Eltern, den ich ebenfalls entdeckt hatte, war zu entnehmen, dass Mutters Vater, ein Joseph Grottker aus Sielce in Polen stammte und ‚nur‘ Obersteiger war.

Der Vater meines Vaters, ein Ludwig Stenzel aus Loslau in Oberschlesien, bekleidete das Amt eines Kämmerers.

Das Rätsel, warum wir keinerlei Kontakt zu den Großeltern hatten, war gelöst. Vater lehnte die polnischen Schwiegereltern ab. Arme Mutter! Sie litt bestimmt darunter.

Auch Vaters Eltern hatten wir Kinder nie kennen gelernt. Kein Wunder nach dem Brief seiner Mutter! Hatte Vater nicht gesagt, seine Eltern wären beide tot. In der Mappe hatte nur der Totenschein seines Vaters gelegen. Er war verstorben, bevor meine Eltern im Jahr 1874 geheiratet hatten.

Meine Entdeckung ließ mich einige Verhaltensweisen meiner Eltern, die eine Gastwirtschaft in Neudorf bei Kattowitz, betrieben, besser verstehen. Mir wurde klar, warum mein fanatisch deutscher Vater der Mutter verboten hatte, mit uns polnisch zu sprechen. Ein Verbot, an das sie sich hinter seinem Rücken nicht hielt. Wenn sie sich mit unseren polnischen Gästen in ihrer Landessprache unterhielt, schien er allerdings nichts dagegen zu haben.

Die aus den geheimen Dokumenten gewonnenen Erkenntnisse sollten mein weiteres Leben entscheidend beeinflussen. Seitdem ich wusste, dass meine Eltern verschiedener Nationalität waren, fühlte ich mich wie der große Obstbaum im Nachbargarten. Dieser Baum war mir in meiner Kindheit wie ein Wunder erschienen. Er trug auf einer Seite Äpfel, auf der anderen Birnen. Mutter hatte mir erklärt, die Birnen wären aufgepfropft. Ich wusste ich nie, wie ich den Baum einordnen sollte. War er ein Apfel- oder ein Birnbaum? Und wie war das mit mir? Waren meine Wurzeln polnisch und das Deutsche aufgepfropft oder umgekehrt?

1. Mein Lebenstraum

Drei Jahre waren seit jener denkwürdigen Entdeckung vergangen. Am 28. Juli 1893 war ich fünfzehn Jahre alt geworden. Ein Großteil von Mutters Sorgen und Lasten lag auf meinen Schultern. Die aufreibende Arbeit in Haushalt und Gastwirtschaft ließ mir wenig Zeit zum Nachdenken.

Jetzt – am Krankenbett meiner Mutter – hatte ich diese Zeit. Nicht, dass ich bisher gedankenlos in den Tag gelebt hätte! Nach Mutters Meinung dachte ich zu viel, nach Vaters Auffassung zu wenig. Keiner der beiden kannte mich wirklich. Sie waren zu sehr mit dem Überlebenskampf und mit sich selbst beschäftigt, um uns Kindern große Bedeutung beizumessen.

Während meine rauen Hände die ständig zerrissenen Hemden und Hosen meiner drei jüngeren Brüder Kurt, Paul und Robert flickten, schweiften meine Gedanken zurück in die Kindheit. Es war keine Zeit, an die ich mich gern erinnerte. Ich musste einen Schlussstrich darunter ziehen, denn ich war fast erwachsen. Jedenfalls kam ich mir so vor.

Falls meine Mutter an dieser Fehlgeburt starb, würde mir ein eigenes Leben, wie meine älteren Schwestern Flora und Gretel es führten, versagt bleiben. Dann war ich gezwungen, mich um meine Brüder zu kümmern und um den elenden Säufer, meinen Vater.

Würde sie gesund – richtig gesund hatte ich sie eigentlich noch nie erlebt –, könnte ich eventuell bald in Stellung gehen und eigenes Geld verdienen. Sollte ich dann wie meine Lieblingsschwester Gretel regelmäßig nach Hause kommen, um meinen Lohn abzuliefern? Oder wäre es besser, meiner ältesten Schwester Flora nachzueifern, die sich nur ab und zu blicken ließ?

Lautes Fluchen riss mich aus meinen Gedanken. In unserer Gaststube tobte Vater. Es wurde schlimmer mit ihm, seit Mutter nicht mehr besänftigend auf ihn einwirken konnte. In dieser Hinsicht hatte Mutter an mir keine Hilfe. Es war mir beim besten Willen nicht möglich, mit diesem aggressiven Trunkenbold freundlich umzugehen. Sein Verhalten

weckte Mordgelüste in mir. Wie damals, als ich gerade den Boden der Wirthausstube wischte. Vater war wieder einmal völlig betrunken nach Hause gekommen. Aus Angst, er würde seine Wut an mir auslassen, hatte ich mich schnell in Sicherheit gebracht. Zu gern hätte ich den Eimer mit dem schmutzigen Wasser mitten im Raum stehen lassen in der Hoffnung, er würde darüber fallen und sich das Genick brechen.

Obwohl mir unser Pfarrer, dem ich diese Sünde beichtete, eine harte Buße auferlegte, konnte ich nicht aufhören, meinem Vater den Tod zu wünschen.

An das große Wunder, dass er eines Tages aufhören würde zu trinken, vermochte ich nicht zu glauben, selbst wenn meine Mutter Tag und Nacht darum betete. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass mein Vater einmal ein gut aussehender Mann mit einer viel versprechenden Laufbahn als höherer Beamter gewesen war. Ich sah nur das Heute: Eine todkranke Mutter, eine Not leidende Familie, einen tyrannischen, ständig betrunkenen Vater.

Das Geschrei in der Gaststube wurde lauter. Eine Flasche zersplitterte. Irgendetwas Schweres fiel zu Boden. ‚Jesus Maria! Wieder eine Schlägerei!‘, ging es mir durch den Kopf. In letzter Zeit fühlte sich mein Vater oft angegriffen und meinte, sich verteidigen zu müssen. Er sah überall Feinde. Das ging so weit, dass er glaubte, von Meuchelmördern verfolgt zu werden. Selbst langjährigen Gästen gegenüber war er äußerst misstrauisch. Nur meine Mutter und meine Schwester Gretel, die leider nur einmal im Monat zu Besuch kam, konnten ihn von seinen Hirngespinnsten abbringen.

Ich lauschte nach unten. War das nicht die Stimme des Ortspolizisten? Was sollte ich tun? Auf Zehenspitzen schlich ich zur Tür, um nachzusehen, was in der Gaststube vorging. Einen Blick auf meine kranke Mutter werfend, bemerkte ich, wie sie unruhig wurde. Ich ging zurück zum Krankenbett. Ein Blick auf den Uhr sagte mir, dass es Zeit war für Mutters Medikament.

„Wenn die Blutung zum Stillstand kommt, haben wir halb gewonnen“ hatte Dr. Steiner, unser Hausarzt gesagt. Meine Aufgabe war es, Mutter ruhig zu halten und ihr regelmäßig einen bitteren, übel riechenden Saft einzuflößen.

„Denkst du noch oft an deinen Bruder Werner?“, fragte die Kranke mit leiser Stimme.

Ich hatte nicht bemerkt, dass sie ihre tief liegenden, von dunklen Ringen umgebenen Augen geöffnet hatte. Ihr lockiges, schwarzes Haar, von grauen Strähnen durchzogen, fiel lose über das Kopfkissen. Sie sah so blass und zart aus, als habe sich ihr Körper schon auf die Reise in eine andere Welt begeben.

„Nein, an Werner denke ich selten“, log ich. „Ich dachte gerade daran, wie Paul sich das Bein gebrochen hatte. Hat Vater ihn wirklich nicht die Treppe hinunter gestoßen?“

Zu spät fiel mir ein, dass ich Mutter keinesfalls aufregen durfte. Ich hielt mir erschrocken die Hand vor den Mund. Mutters Gesicht zeigte ein müdes Lächeln.

„Vater ist nicht böse, Selma. Er ist krank. Dein Bruder Paul hatte damals Angst um mich, denn euer Vater war wütend, weil er seine Schnapsflasche nicht finden konnte. Er glaubte, ich hätte sie versteckt, was ich ja ab und zu mache. Paulchen warf sich zwischen mich und Vater und fiel dabei die Treppe hinunter. Es kann auch niemand etwas dafür, dass sein Bein nicht richtig zusammen geheilt ist und er etwas hinkt. Gottes Wege sind unergründlich. Wer weiß, wofür das gut ist.“

Gut sollte das sein? Ich hatte schon eine handfeste Erwiderung auf der Zunge und musste mich gewaltsam beherrschen. Mutters blindes Gottvertrauen war oft schwer zu ertragen. Ich hielt mich auch für gläubig, konnte jedoch nicht alles als Gottes Willen akzeptieren. Da mussten noch andere Mächte am Werk sein, die manchmal sogar stärker waren als Gott. Sofort schämte ich mich meiner gottlästerlichen Denkweise. Ich bekreuzigte mich schnell.

Mutter hatte uns sechs Kinder zu gläubigen Christen erzogen. Die Mädchen waren katholisch, wie sie. Die Jungen waren evangelisch wie Vater. Auf meine Frage, warum das so sei, hatte sie mir erklärt, es wäre der einzige Weg gewesen, eine Mischehe einzugehen, ohne exkommuniziert zu werden. Meines Wissens hätten alle Kinder katholisch werden müssen. Wie es zu dieser eigenartigen Kompromisslösung gekommen war, sollte eins der ungelösten Familiengeheimnisse bleiben. Wir

Kinder litten jedenfalls darunter, dass Mutter mit uns Mädchen jeden Sonntag in die Kirche ging, während Vater sich mit unseren Brüdern in ‚seiner Kirche‘ nur an hohen Feiertagen und auf Mutters Drängen hin blicken ließ.

Ich überlegte, womit ich meine kranke Mutter aufheitern und von dem Krach aus der Wirtsstube, der wieder lauter zu uns hinauf drang, ablenken konnte. Meine negative Denkweise war mir dabei nicht sehr hilfreich. Plötzlich bemerkte ich erschrocken, wie eine Träne über ihre bleiche Wange lief.

„Ich denke an Wernerle“, seufzte Mutter. „Wie es ihm wohl gehen mag? Gott lässt mich dafür büßen dass ich mich an ihm versündigt habe. Deshalb hatte ich die Fehlgeburt, an der ich vielleicht sogar sterben werde.“

„Gott ist nicht rachsüchtig, Mutter!“, erklärte ich schuldbewusst, hatte ich doch darum gebetet, dass er sie bestrafen sollte. Ich würde ihr nie verzeihen, dass sie meinen dreijährigen, lungenkranken Bruder Werner zur Adoption frei gegeben hatte. Vater hatte getobt wie ein Berserker, als er in nüchternem Zustand erkannte, was er gemeinsam mit Mutter unterschrieben hatte.

„Du Rabenmutter! Du hast mich überlistet! Bei so einer Frau müsste man ja zum Säufer werden!“ hatte er gebrüllt.

Im Geheimen gab ich Vater Recht. Wie gut konnte ich seinen Schmerz über den Verlust seines Sohns mitempfinden! Ich hatte Werner geliebt, wie keins meiner anderen Geschwister. Er war geboren worden, als ich zehn Jahre alt war. Mutter, kränklich und überlastet, hatte mir bereitwillig die Pflege des Neugeborenen überlassen. So wurde Werner zu ‚meinem Kind.‘

Ich würde den langen Winter 1890/91, der Werner Schicksal besiegelte, nie vergessen. Bereits Ende September hielten Frost und Schnee Einzug in Ostdeutschland und hielten es bis in den Mai hinein in eisiger Umklammerung. In der Gegend von Kattowitz, wo wir lebten, waren die Temperaturen auf mehr als 30 Grad minus gesunken. Viele Menschen erfroren oder starben an den Folgen von Erkältungskrankheiten.

Auch in unserer Familie war keiner von der Grippe verschont geblieben. Doch während die anderen sich erholten, konnte der zweijährige Werner nicht aufhören zu husten. Gute Ernährung und teure Medikamente hätten wahrscheinlich Abhilfe geschaffen. Sie standen uns aber aus Geldmangel nicht zur Verfügung. Als unser Hausarzt meinen Bruder schon aufgeben wollte, war eine ‚gute Fee‘ erschienen. So jedenfalls sah Mutter die aufgetakelte kinderlose Frau, die Werner im Wartezimmer kennen lernte und sich in ihn ‚verguckte‘.

Von Dr. Steiner vor die Wahl gestellt, ihren Sohn an die Tuberkulose oder an die wohlhabende Familie zu verlieren, traf unsere Mutter die ihrer Ansicht nach einzig richtige Entscheidung: Sie gab ‚mein Kind‘ in fremde Hände.

In Anbetracht dieser erstaunlichen Härte und Durchsetzungskraft waren mir zum ersten Mal Zweifel gekommen an ihrer zur Schau getragenen Weichheit und Hilfsbedürftigkeit. Meinem Vater hätte ich eine solche Handlungsweise ohne weiteres zugetraut, jedoch nie meiner gefühlbetonten Mutter. Die Adoption hatte also doch Narben in ihrer Seele hinterlassen, erkannte ich mit Genugtuung.

„Wenn wir nur in Erfahrung bringen könnten, ob Wernerle die Tuberkulose überstanden und ob er sich eingewöhnt hat in der fremden Familie!“, überlegte die Kranke. „Es würde mir bestimmt helfen wieder gesund zu werden.“

Damit war meine neue Aufgabe klar umrissen. Ich musste ausfindig machen, wie es meinem Bruder ging. Das allerdings konnte nur unser Hausarzt Dr. Steiner wissen.

„Wenn du mir versprichst, bald auf die Beine zu kommen, Mutter, werde ich alles versuchen, um etwas über Werner herauszufinden“, versprach ich – auch mir selbst zuliebe. Darauf schloss sie lächelnd die Augen und schlief trotz des Lärms aus der Gaststube ein.

Wieder einmal wurde mir die Verantwortung aufgebürdet, für die Lösung von Problemen, die nicht meine eigenen waren. Manchmal beneidete ich meine Mutter, die so erfolgreich die Rolle der schwachen Frau spielte. Eine Rolle, die mir nicht lag und die ich nicht erlernen konnte und wollte.